

Fehlende Architekturkritik

Autor(en): **Marti, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **80 (1962)**

Heft 23

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-66169>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fehlende Architekturkritik

DK 72.02

Die Forderung nach selbständiger Architekturkritik, die Prof. J. Schader in seiner Antrittsvorlesung erhoben hat, besteht zu Recht. Nicht zu bestreiten ist auch, dass Stadtrat Dr. S. Widmer mit seinen Ausführungen (SBZ 1961, Heft 52, S. 923) am richtigen Ort einsetzt, denn Konzert, Oper und Schauspiel, jede Kunstausstellung — alles vorübergehende Veranstaltungen — werden kritisch beschrieben, ja sogar Sportanlässe werden im gleichen Sinn gewürdigt. Architektur und Städtebau sind sonderbarerweise von der Kritik ausgeschlossen, das Wettbewerbswesen ebenfalls. Sie sind «unantastbar» geworden, obwohl vieles zu besprechen wäre, besonders solches mit Anspruch auf dauernden Bestand. Die meisten Bauten überleben ihre Ersteller; städtebauliche Dispositionen halten selbst Kriegen stand und gelten Jahrhunderte fort. Das Fehlen einer offenen Kritik (versteckt treibt sie Blüten) führt zur sonderlichen, allgemein verbreiteten Ansicht, jeder Bauschaffende dürfe für sich beanspruchen, was in einer unserer veranstalteten Gemeinden zu lesen ist: «Ein jeder baut nach seinem Sinn, denn keiner kommt und zahlt für ihn». Das Land wird von Tag zu Tag hässlicher, das stellt der Schweizerische Werkbund (und auch Prof. P. Waltenpuhl in seiner Antrittsvorlesung, SBZ 1960, S. 399) bekräftigt fest.

Vor wenigen Jahren konnten wir beim ersten schweizerischen Auftreten der Hochhäuser noch «Wehe, wenn sie losgelassen» (SBZ 1956, S. 397) mahnend rufen. Heute wissen wir: dieser Ruf ist im Leeren verhallt. Wo gerade ein Grundstück frei ist, ob im alten Bestand oder im Neubauland, jeder sucht das Glück mit seinem Hochhaus. Die Beschränkung auf Wesentliches, auf die Grundsätze der Stadtbildung und Stadtgestaltung, auf Regeln und Grundbegriffe der Baukunst steht nicht hoch im Kurs, die Disziplin ist unerwünscht; Besinnung wird durch Opportunität ersetzt. Unsere Baugesetze sind veraltet und lückenhaft. Fallweise entscheiden Bauherren, Architekten, Kommissionen, Kollegien und Behörden; sie tragen so, sich gegenseitig hetzend, ihren Teil an der Verantwortung. Es fehlt nicht nur das feste Fundament, worauf Bauprogramm und Entwurf langsam reifen, auch das Leitbild für die zukünftige Form der Siedlungen ist nicht vorhanden. Vielleicht hilft das die Tatsache erklären, dass es niemand wagt, sich als Architekturkritiker zu betätigen und Stellung zu Entwürfen und ausgeführten Bauten zu beziehen. Der Heimatschutz fängt zwar zaghaft an, sich zu regen, doch oftmals spät und klagend. Gelegentlich wagen sich Journalisten auf das unbeackerte, weite Feld, sie bringen nur kleine Ernte ein. Wie soll über Städtebau und Architektur mass- oder wenigstens richtungsgebend geschrieben werden, wenn wir jetzt alles konjunkturtrunken schwankt?

In seinem Aufsatz über die Bauwerke des Süddeutschen Barocks (SBZ 1962, H. 1, S. 1, H. 2., S. 24) verwendet Prof. Dr. R. Zürcher das schöne Bild von der brennenden Fackel, die, von Hand zu Hand weitergegeben, zum Ziel getragen wird. Auf die Werke jener grossen Baumeister kann das Bild angewandt werden; auf unsere Zeit trifft es nicht mehr zu. Viele kleine Flämmchen werden uns zugetragen, die wir weitergeben sollten; von allen Seiten stürmen die Läufer auf uns ein. Die Fachzeitschriften strotzen von «Lösungen», die man auch einmal probieren will; im Flugzeug lassen wir die soeben besichtigten Wunderwerke brasilianischer Architektur oder die Pracht mexikanischer Bauten auf uns wirken; zwischen zwei Sitzungen entscheiden wir uns für diesen oder jenen Stil fallweise; und wenn gerade japanische Architektur obenausschwingt, halten wir es mit dem Osten, obwohl wir kaum wie jene Asiaten am Boden sitzen wollen und

nicht gerne frieren. «Hektisch» nennen wir die Zeit, in der uns die Musse fehlt, über eigene Leistungen nachzudenken. Immer neue und grössere Aufgaben warten, Aufgaben, die stets gleich drängen. Termine, Personalfragen, Löhne — wer kennt die Sorgen nicht, die den Vielbeschäftigten daran hindern, über Wesentlichstes Fragen zu stellen und sie zu beantworten. Der «böse» Spekulant baut drauflos, er ist der Städtebauer unserer Tage geworden. Dieses Zeitbild rechtfertigt unser Versagen nicht, es zeigt nur, wie schwer es dem Kritiker fiele, Lichter zu setzen und Ordnung zu machen. Er müsste einen Kampf nach allen Seiten führen und den Mut aufbringen, einem Mächtigen gelegentlich etwas zu sagen. Feindlichen Unterschriftensammlungen, Ehrengerichten und ähnlichen unliebsamen Dingen wäre er ausgesetzt, und das in einem Land mit zugesicherter Rede- und Gedankenfreiheit. Ist das nicht zuviel verlangt?

Es ist eigenartig — ob erfreulich oder nicht, soll hier nicht untersucht werden — dass wir Grundsätze in Frage stellen dürfen, die früher als unverrückbar fest gegolten haben. Gewiss spornt uns das zu Neuem an, aber es schliesst die Verpflichtung ein, Mass zu halten oder, mit anderen Worten, Selbstdisziplin zu üben. Richtig war es bestimmt, dass die Architekten der Zwanzigerjahre einen Kampf gegen die seither in Vergessenheit geratenen Rezepte Ostendorfs (und anderer) geführt haben, gegen Rezepte, deren Wert hier nicht in Grund und Boden gestampft werden soll, denn inzwischen haben wir andere erhalten, sogar deren viele. Die Architekturbücherproduktion befasst sich mit allen Einzelheiten; es gibt sogar Lehrbücher über Balkone, Türen und Beschläge . . ., die gekauft und angewandt werden. Architekt sein, ist nicht schwer. Damals in der Frühzeit der «Neuen Sachlichkeit» war das noch anders. Man kämpfte leidenschaftlich gegen veraltete Vorstellungen an und schnitt Zöpfe ab. War es doch gar nicht so lange her, dass sich die Grossen in allerlei Baustilen geübt und romanisch, gotisch, oder in den Formen der Renaissance gebaut hatten. Die Zürcher Hauptpost war ja kurz vorher noch als erster zürcherischer Monumentalbau im toscanischen Palaststil freudig begrüsst worden. Die Diplomanden der Hochschule schwelgten noch in griechischen Kompositionen, der Kirchenbau war im Schema der Kirche Neumünster erstarrt. Es brauchte damals viel, diese Fesseln zu sprengen. Zwischen 1920 und 1939 wogten die Kämpfe hin und her. Sachlich oder unsachlich stellte man Behauptungen auf, Beweise durften fehlen. Jede Konstruktion war an und für sich schön, folglich musste sie gezeigt werden. Das Flachdach und der rohe Beton waren Angelegenheiten des Bekenntnisses, man war «ehrlich», die Bauten waren folglich gut! Noch in diesem Geiste wurden wir erzogen. Unsere Semesteraufgaben lösten wir um keinen Preis symmetrisch, selbst dann nicht, wenn Programm und Gelände eine solche Lösung geradezu forderten. Warum sich mit der grossen Ordnung und mit dem Prinzip der Kontrastwirkung auseinandersetzen, wenn doch die «klaren Forderungen» des Funktionalismus ohne Nachdenken einleuchteten? Sachlichkeit war Lehre und Stil zugleich.

Leider durfte sich die «Neue Sachlichkeit» nicht ausleben; vieles, worum wir heute ringen, wäre damals entschieden worden, wenn ihr der sich ankündende zweite Weltkrieg nicht ein frühes Ende gesetzt hätte. In Deutschland wurde sie, zu den entarteten Künsten zählend, staatlich erdrosselt. Der Neubau des Hauses der Deutschen Kunst in München, der Vorbild für die Bauten von Partei und Staat werden sollte, war ein bedauerlicher Rückfall in graue Vergangenheit. Die namhaften deutschen Architekten wanderten

aus; das ernsthaft suchende, von vielen bewunderte Bauhaus schloss seine Tore; die deutschen Hochschulen machten die offiziell geforderte Abkehr mit und verödeten. Wir wandten uns entsetzt ab. Unsere Landesausstellung 1939 lehnte sich bewusst an Schweden an, den grossen «Sack» Deutschland überspringend. Nach dem Kriege suchten wir einen Augenblick im Heimatstil Rückhalt. E. F. Burckhardt nannte ihn treffend «Häxehüsilheimetstil». Alsdann blickten wir nach Finnland, das wir nicht nur wegen seines heldenhaften Verhaltens im russischen Kriege, sondern auch der Bescheidenheit wegen bewunderten (heute noch ein leuchtendes Vorbild!). Dann fanden wir Trost bei F. L. Wright, verherrlichten Corbusier wieder einmal bedingungslos, erfanden den rechten Winkel von neuem, praktizierten mit ehrlicher Ueberzeugung aber gedankenlos die gerasterte Feinmasstäblichkeit an kleinen und grossen Bauwerken und landeten wieder kurz bei der alten Liebe, der Neuen Sachlichkeit. Schon suchen wir in modernem Gewande klassizistische Formen oder lösen gleich alles auf, das Aeussere so gut wie das Innere, den Raum, die Wände, die Decken oder schwelgen im Angebot stets neuester Materialien, die uns die blühende Wirtschaft täglich in Hülle und Fülle neu anbietet. Ein Dachgesims, das vorher nicht dünn und ausladend genug sein konnte, muss dick und klobig werden; der alte, bewährte Sockel darf fehlen; die Konstruktion wird verleugnet oder überbetont, je nach Lust und Laune. Jetzt taucht die Vorfabrikation auf und wirft ihre Schatten weit voraus; die Elementbauweise meldet sich an.

Nicht genug damit, auch die städtebaulichen Grundlagen geraten ins Wanken. Der Verkehr sprengt die Strassen und füllt die Plätze; das vorherrschende, überspitzte wirtschaftliche Denken der Bauherren aller Stufen zerstört die einst selbstverständliche Einheit des Stadtkörpers. Die Bodenpreise eilen uns davon. Die dritte Dimension wird bedenkenlos für alle Bauvorhaben beansprucht, wild und zerrissen wird die Stadtsilhouette, für die wir uns aus Uebersee das wohlklingende Wort Skyline zur Rechtfertigung leihen. Die einst das Bild beherrschenden Kirchtürme tauchen im Wolkenkratzerwirrwarr unter. Ein Leitbild für die Neugestaltung der Städte fehlt, wir flicken an ihnen herum, «stocken auf» oder «zonen ab», planen den Verkehr, weil dieser brennt, und überlassen den Hochbau dem Zufall, immer mit der Begründung fehlender Rechtsgrundlagen. Wir reden wohl von städtebaulichen Gegebenheiten, von städtischen «Räumen», die wir gestalten wollen, von der notwendigen Entflechtung und Auflockerung, aber täglich passiert im Grunde nichts. Chaotisches Denken erzeugt chaotische Zustände.

Bestimmt wird die kritiklose Zeit, die goldene Wildwestepisode dereinst enden; sie muss aufhören, wie alles einmal aufhört. Wie aber soll angesichts dieser Hetze und Unrast der seriöse Kritiker heranwachsen? Was erwarten wir nun von ihm, der es wagt, Wort und Schrift anzuwenden, um Geplantes, Entworfenes und schliesslich Gebautes einzureihen, zu ordnen, zu analysieren und zu würdigen? Mitten im Leben muss er stehen und die schwankenden Grundlagen meistern, auf welchen geplant, entworfen und gebaut wird. Ist auch das nicht zu viel von ihm verlangt? Nicht nur das äussere Bild der Werke, das sich dem Auge oberflächlich bietet, sondern auch die gleitenden städtebaulichen, rechtlichen, wirtschaftlichen und die soziologischen Gegebenheiten müsste er in den Kreis seiner Betrachtungen einschliessen, denn der Architekt schafft anders als der Maler, Bildhauer, Dichter und Musiker, er baut in einem Gehege von Vorschriften, mit beschränkten Mitteln und für bestimmte Zwecke.

Der Kritiker müsste, sofern er darauf erpicht wäre, ernst genommen zu werden, zunächst darauf verzichten, die bauliche Erscheinung als solche zu zergliedern; er müsste tief in den Stoff eindringen und auf seine Weise Grundlagenforschung treiben, um herauszufinden, welche Faktoren für das Aussehen des Objektes seiner Kritik massgebend gewesen sind und wie sich der Architekt mit ihnen auseinandergesetzt hat. Oft hört man, es wäre besser, wenn ein Bau länger, höher oder massiger wäre, die Proportionen seien nicht in Ordnung. Weiss der Kritiker, dass sich diese Masse aus Gesetzen, Verordnungen, den Zufälligkeiten des Grundstückes, den Bau- und Niveaulinien, nachbarlichen Einsprachen, Emp-

fehlungen von begutachteten Kommissionen, Entscheiden von Behörden, der Höhe von Baukranen, der Anzahl und dem Betrieb von Liftgruppen usw. ergeben? Weiss der Kritiker auch, dass der Bauherr ein bestimmtes, vom Willen des Architekten unabhängiges Programm gesetzt hat und nur über beschränkte Mittel verfügt; ist ihm auch bewusst, wie die aus wirtschaftlichen Ueberlegungen gewählte Konstruktion die Form mitbestimmt, wie die Ordnungen des Menschen und der Gesellschaftslehre wirken? Wir verlangen viel vom Kritiker, aber das ist ja beim Kunst- oder Musikkritiker nicht anders, auch er muss seine Aussagen auf grossem Wissen abstützen.

Wenn Stadtrat Widmer schreibt, keine Krähe hacke der andern die Augen aus, so stimmt das! Aber ist es Aufgabe des *Architekten*, den andern öffentlich zu kritisieren? Schreibe etwa ein Sänger, der andere habe schlecht gesungen? Nein, es ist bestimmt zu viel, von uns Architekten die fehlende Kritik zu fordern. Uns würde das zu Recht als Brotneid ausgelegt. Wir haben für die Leistung eines Kollegen einzustehen, wenn sie uns gefällt, oder müssen uns gegen eine bestimmte Lösung aussprechen, wenn sachliche Begründungen dagegen sprechen. Wir können auch Stellung beziehen zu Aufgabestellungen, Programmen, Grössenordnungen, Wettbewerbsentscheiden, städtebaulichen Vorschlägen und ähnlichen, die Grundlagen des Bauwesens betreffenden Fragen, auf keinen Fall aber dürfen wir unaufgefordert Einfluss nehmen auf Einzelheiten der Durchbildung der Bauten, auf Entwicklung des Stils, der architektonischen Haltung — *nur durch eigene Leistung müssen wir das unsere dazu beitragen, die Architektur als solche zu fördern.*

Nun dürfen wir aber doch annehmen, die Architekturkritik sei nötig. Wer wäre berufen oder verpflichtet, sich ihr zu widmen? Es müsste keine Krähe sein, sondern ihr Jäger; eine Waffe müsste er haben, die der Vogel nicht hat. Denken wir doch daran, wie sehr wir uns schon geschadet haben dadurch, dass wir im Dunkeln munkeln, dass wir stets über Kollegen schimpfen und die Leistungen anderer bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit nicht nur im vertrauten Kreise, sondern auch im unvertrauten zerzausen, ja sogar menschliche Qualitäten böswillig oder unbedacht durch die Klatschmühle pressen, bis der Laie stutzt. Haben wir nicht bemerkt, wie das Ansehen unseres Standes dadurch in Mitleidenschaft gezogen worden ist? «Hüte Dich vor den Berufen, die mit «A» anfangen: Advokaten, Agenten, Apothekern, Architekten...» und was da sonst noch herumschwirrt an Sprich-, Schlag- und andern bösen Worten.

Wieviel wird bei uns von Pfuschern, Massenproduzenten, Organisatoren und anonymen Gesellschaften gebaut, ohne dass die Ernsthafte etwas dazu sagen dürften! Wir zerfleischen uns, und unsere und der Architektur Feinde lachen sich ins Fäustchen, verwüsten die Städte und bauen am laufenden Band. Wie oft bleibt uns der Vorwurf nicht erspart, wir seien unrealistisch, unzuverlässig, unpünktlich und nicht gewissenhaft genug; unsere Kostenvoranschläge seien nicht begründet, die Termine würden nicht eingehalten — all das hat mit Architektur als Kunstgattung ja nichts zu tun; aber es sind stille oder laute Vorwürfe, sie schaden uns allen. Und dem Ansehen des Standes schadet es noch sehr viel mehr, wenn wir uns gegenseitig öffentlich bekämpfen!

Nein, es kann nicht Aufgabe des Architekten sein, Architektur zu kritisieren. Ein anderer müsste kommen, der von Kunstgeschichte, Bautechnik, Städtebau, Baugesetzgebung und von der Gesellschaftslehre etwas verstünde, der also in der Lage wäre, das Objekt seiner Kritik in einen festgefühten Rahmen zu setzen. Der Kritiker müsste, damit er auch von uns Architekten ernst genommen würde, ausserhalb bzw. über der Sache stehen und diese von allen Seiten beleuchten können und betrachten dürfen. Man verlangt von ihm nicht nur die scharfe Feder und die dazugehörige Formulierungsgabe, sondern auch den Willen, sich mit den geschilderten Grundlagen des Bauens auseinanderzusetzen. Was nützt uns die Kritik einer Fassade, wenn die Analyse des Grundrisses fehlt? Was bedeutet eine stilkritische Auseinandersetzung, wenn die finanziellen Grundlagen nicht be-

achtet werden, wenn der Bauherr nicht analysiert und die geltenden Gesetze vernachlässigt werden?

Auf solche, die Oberfläche behandelnde und an der Oberfläche bleibende Kritiken können wir, ohne Schaden zu nehmen, verzichten. Sie führen, wie das bei der *Prämierung guter Bauten in Zürich* geschehen ist, zu Fehlbeurteilungen, auf die wir hier kurz eintreten müssen. Das Schwesternhaus an der Platte, das — nebenbei gesagt — in São Paulo als gutes Bauwerk ausgezeichnet worden ist, wird mit der Bemerkung abgetan, es sei zwar ein makelloser Bau, dem man die städtebauliche Situation verüble (wofür der Architekt nichts kann); die Spekulationsbebauung Hirzenbach aber, die als ganzer Stadtteil städtebaulich höchst fragwürdig und architektonisch unbedeutend ist, erhält den Preis, wodurch zwei Dutzend Architekten in die angenehme Lage versetzt werden, das Ehrendiplom der Stadt möglichst sichtbar in ihren Architekturbüros aufzuhängen. Wenn das Schwesternhaus nicht ausgezeichnet werden konnte, ist damit ein Masstab geschaffen worden, der die Prämierung Hirzenbachs völlig ausgeschlossen hätte.

Die Forderung, eine Architekturkritik ins Leben zu rufen, kann nicht mit einem Ruf ins Leere enden. Wir, die wir an der Weiterentwicklung des Städtebaues, seiner Gesetzgebung, der Menschheit und schliesslich auch der Architektur interessiert sind, müssen einen konstruktiven Beitrag leisten und versuchen, den ernst zu nehmenden Kritiker heranzubilden. Wir müssten ihm (seine profunde allgemeine Bildung sei vorausgesetzt) Gelegenheit geben, sich in seinem Fach auszubilden.

Es gibt junge Architekten, Kunsthistoriker, Journalisten usw., die über gehörige Allgemeinbildung und schriftstellerische Fähigkeiten verfügen, die sich gerne dem Berufe des Architekturkritikers, wie wir ihn uns vorstellen, widmen würden, hätten sie nur Gelegenheit, tiefer in den Stoff einzudringen — Leute, die beschreiben würden, was sie erforscht hätten, und schrieben, was sie sich dächten. Es gibt sogar solche, die zaghaft angefangen haben, denen man aber mit Macht begegnete und sie so zum Schweigen brachte. Einer schrieb über den damals noch im Vorstadium der Projektierung steckenden Bau des Bankvereins am Zürcher Paradeplatz — es ist schon lange her — und über anderes, aber bald wurde er mit der Dampfwalze überfahren; ein anderer wagte es, die verlorengegangene Fläche wieder ins Leben zu rufen, aber man sammelte Unterschriften gegen ihn. Als ein dritter, der wirklich gut schreiben kann (er beherrscht unsere Sprache wie kein anderer und ist Dichter und Architekt zugleich, sogar mit hohen Preisen) es wagte, über Städtebau in der Schweiz und über eine der grössten Bauten Zürichs etwas auszusagen, war man ihm gram. Seither schweigt er sich über Städtebau und Architektur aus. Schade, denn gerne hätte man mehr von ihm vernommen, er sagte wesentliche Dinge so, dass man sie mit Genuss und Gewinn las. Ein Kommentator stiess in das Dickicht städtebaulicher und baukünstlerischer Fragen vor, aber nicht weit. Zaghaft versuchte dann ein Kunsthistoriker, einige Wettbewerbe zu besprechen. Als eine Gruppe junger Architekten sich für Grundsätzliches erwärmte, wurde sie kaltgestellt.

Das ist es: kaum zeigt sich ein zartes Pflänzchen, so wird es umgehackt, weil schreiben gefährlich ist, weil sich in der wogenden Freiheit eine gültige Meinung bilden könnte, die plötzlich sehr hinderlich werden könnte. Eine gute Argumentation lässt sich nur mit einer besseren entkräften und die Arrivierten müssten sich anstrengen. Einfacher ist es, den Anfänger mit Machtspruch zum Schweigen zu bringen. Man spricht ihm die Kompetenz ab und versetzt ihm so den Todesstoss.

Die Sprache ist arm geworden. Ein Bau ist «lustig», eine Konstruktion «schwer», ein Material «heiter». Mit wenigen dünnen Worten begründen wir unsere Entwürfe. Wie mager sind selbst die Preisgerichtsurteile, wo es von Verlegenheiten nur so wimmelt: «problematisch», «schematisch», «beachtenswert» sind Lösungen, und wenn man als Teilnehmer zu ergründen sucht, weshalb man mit einem vertretbaren Projekt im dritten Rundgang ausgeschieden worden ist, so findet man den abgedroschenen Satz: Die Projekte A bis X seien in

diesem Rundgang ausgeschieden, sie hätten wohl gewisse städtebauliche und architektonische Qualitäten, eigneten sich aber für die Prämierung nicht. Man ist so klug als wie zuvor und verzichtete gerne auf diesen nichtssagenden Spruch, der, im Urteil eines Gerichtes stehend, eigentlich Werturteil oder, streng genommen, Kritik sein sollte. Der Wettbewerbs Teilnehmer quittiert das über sein Projekt gefällte Urteil empört und sagt: das sei dann doch «dicke Post!» Man sieht, auch ihm fehlen passende Worte, das Denken fällt auch ihm schwer. Das nächste Mal sind die Rollen vertauscht, der Effekt bleibt gleich.

Im Laufe meiner Redaktorenzeit habe ich Hunderte von Preisgerichtsurteilen lesen und verarbeiten müssen, und je heisser die Konjunktur und schneller die Räder laufen, um so lückenhafter werden die Preisgerichtsurteile und ungeordneter die Gedanken. In letzter Zeit verzichtet man sogar darauf, die Erwägungen der Preisrichter zu formulieren, man begnügt sich mit den Projektbeschreibungen, oft sogar in wirrem Durcheinander geschrieben. Wie sollen die Teilnehmer unter solchen Umständen Klarheit gewinnen oder gar die Laien in Behörde und Volk, wenn die Richter sie nicht fanden? Besonders bei Projekten oder Bauaufgaben, die vom üblichen Durchschnitt abweichen, die architektonisch, baukünstlerisch oder gar städtebaulich schwierig werden, fehlen nähere Begründungen, ja es kommt sogar vor, dass Preisgerichte die Lösungen gestellter Aufgaben, die den Projektverfassern Mühe bereiteten, überhaupt nicht würdigen, wenigstens im schriftlichen Bericht nicht. Vielleicht fehlen Worte, um die gesprächsweise gefallenen, spontanen, oft witzigen Voten einprägsam und verbindlich zu formulieren, vielleicht fehlt Zeit, um von der Oberfläche in die Tiefe vorzustossen. Die Preisrichterei wird Sache der Routine. Mit ihr wächst Misstrauen ins Wettbewerbswesen. Alle, die an dieser segensreichen Institution hängen — das sind nicht nur die Architekten, sondern auch die Vertreter der Öffentlichkeit — müssen sich überlegen, welch enormen Einfluss gut abgefasste Urteile auf den Gang der Dinge haben können, welches Vorbild sie auch für den angehenden Kritiker wären.

Die hier in krassen Farben gemalte Situation führte dazu, dass besonders der *Kirchenbau*, sowohl der reformierte als auch der katholische, zum eigentlichen Versuchsgelände für Formexperimentiererei degradiert worden ist, und dabei wäre doch gerade er dazu bestimmt, richtunggebend für die Architektur unserer Zeit zu werden. Weder im Fabrikbau noch im Wohnungsbau sind solche Pendelausschläge denkbar, wie sie gegenwärtig im Sakralbau zu konstatieren sind. Hierüber liesse sich ein ganzes Buch schreiben, denn von Raincy bis Ronchamp, vom ur- bis zum unchristlichen Bau ist alles zulässig geworden. Die Fackel, von der ich oben schrieb, ist überhaupt nicht mehr weiterzugeben, weil sie an beiden Enden gleichzeitig und dazu in der Mitte brennt. Könnte man, man rief: Haltet Mass! Ein Schweizerdorf ist kein nackter Fels, eine Schweizerstadt kein unorganisierte Häuserhaufen, wir haben Verpflichtungen gegenüber der Vergangenheit und auch solche gegenüber der Zukunft. Hiermit will ich nun nicht sagen, wir müssten rückschrittlich werden und so tun, als ob die Geschichte spurlos an uns vorbeigegangen wäre, ich weiss, wir sind kein Volk mehr von Hirten und Bauern, aber Neureiche, die sich nun alles und jedes leisten müssen, sind wir doch auch nicht — oder sollten es wenigstens nicht werden wollen.

Der bekannte Bilderstreit in Oberwil bei Zug hat die ganze katholische Bevölkerung der Gegend erregt. In der Tages- und Fachpresse prallten die Meinungen hart aufeinander, von Gotteslästerung und vom Ausdruck tiefster Frömmigkeit war gleichzeitig die Rede. Hin und her wogten erbitterte Kämpfe; schliesslich einigte man sich, die Bilder fünf Jahre lang zu verhängen und sie nach Ablauf dieser Sperrfrist erneut der Kritik auszusetzen — ein Kind, dem man das Spielzeug vorübergehend entzieht. Dieses praktische Urteil «auf der langen Bank» lässt sich für Bauwerke nun nicht anwenden. So kann man beispielsweise nicht verlangen, die umstrittenen Kirchtürme von Effretikon und Döttingen fünf Jahre lang mit grossen Segeltüchern zu verdecken, um sie dann frei zu legen und neu zu beurteilen. Die

Entscheidung wird hier sofort gefordert, sie fällt schwer. Entweder nimmt man die Türme in der vorgetragenen Form an oder man baut sie um! Eine Zwischenlösung gibt es nicht. Hier müsste der wahre Kritiker nun einsetzen und seine Meinung scharf formulieren. Sein Gegner aber müsste die noch schärfere Formulierung finden. Der aufgeschlossene Laie, der letzten Endes entscheidet und den künstlerischen Belangen meist harmlos gegenübersteht, müsste sich seine Meinung nach Verarbeitung aller, der zustimmenden und der ablehnenden Argumente bilden, dann erst könnte er sein Urteil fällen. Die Architekturkritik fehlt, die Kirchenbauexperimente brachten allenthalben Unruhe mit sich, Maßstäbe fehlen. Die Architekten, auf sich selbst abgestellt, verteidigen ihre Werke so gut es geht.

Käme ein Kritiker, der den kraftvollen, mutigen Effretikoner Turm mit ebenso ausdrucksstarken Worten verteidigte, der abgedroschene oder hohle Begründungen durch geschlossene Beweisführungen in allgemein verständlichem Deutsch ersetzte, ich weiss nicht, ob man es dann wagen könnte, Pläne, die der Architekt schon vor Jahren verfasst hatte und dann ablehnte, jetzt, da «der Turm nicht befriedigt» zur Ausführung bringen zu wollen! Aber eben, den zirkulierenden Schlagworten steht nichts Gleichwertiges oder gar Höherkotiertes entgegen. Der Effretikoner Turm müsste als Zeuge unserer Zeit so stehen bleiben wie er ist, müsste der Kritiker fordern, denn er ruft uns alle auf, sich mit ihm auseinander zu setzen und Fragen vielleicht sogar an Gott zu richten. Wenn das Bauwerk von Gegnern höhnisch als «Giraffentränke» bezeichnet wird, so ist das bestimmt perfid, wenn es aber von Befürwortern einfach eine «schöne Plastik» genannt wird, so ist das einfältig, denn ein Kirchturm ist keine Plastik, die beliebig verstellt werden kann bis sie am rechten Ort und im richtigen Licht steht, sondern er ist (in diesem Fall bestimmt) der weithin sichtbare Teil eines Gebäudes, das zu Ehren Gottes errichtet wurde. Die Befürworter müssten beispielsweise sagen, der Turm trage die ihm auferlegte Last kraftvoll, er zeige sein markantes Gerüst, verzichte bewusst auf verführerische Eleganz, binde den Betrachter und mahne ihn an den Herrn, der die Last für uns trägt, wenn wir an ihn glauben. Man könnte auch das Spiel der Kräfte und die interessanten Perspektiven erwähnen, die sich von verschiedenen Standpunkten im Zusammenspiel mit dem Kirchendach ergeben oder noch besser vielleicht auf die Trostlosigkeit der städtebaulichen Umgebung hinweisen, die nur noch durch einen urwüchsigen Bau geprägt werden konnte... der simple Vergleich mit einer Plastik erwiese sich, so betrachtet, als lächerliches Mittel, den gefährdeten Turm zu schützen. Vielleicht müsste der Kritiker noch tiefer in den Stoff eindringen und Beweise aus der Kunstgeschichte heranziehen. Es genügt nicht, ein paar magere, nichtssagende Türmchen anderer Kirchen abzubilden und zu hoffen, der oberflächliche Betrachter werde den Unterschied schon merken! Das Gegenteil ist nämlich der Fall, er merkt nichts, denn die süsslichen Gebilde gehen leicht ein, während die scharfe Kost im Gaumen brennt.

Nun sind wir aber seit Jahrzehnten gewohnt, solchen gewiss nicht leichten Argumentationen aus dem Wege zu gehen. Sie sind unbequem und lassen zweideutige Auslegungen nicht zu. Jeder, der sich die Mühe nähme, so zu schreiben, müsste sich, kurz gesagt, zu «ja» oder «nein» bekennen und das so bequeme «sowohl als auch» vermeiden lernen. Jeder der sich mit der Kritik auseinanderzusetzen hätte, müsste gewillt sein, die Gewichte, die die Worte tragen, zu prüfen... aber eben, das macht man nicht! Wie viel ruhiger wäre es im Schweizerland, wenn die Kritik überhaupt nicht aufkäme.

Die rechtzeitige und offene Beurteilung städtebaulicher Planungen liesse manche Fehlleistung verhüten. Pläne sind noch Papier und dieses ist geduldig. Man könnte die zukünftige Gestaltung einer Landschaft, einer Stadt, eines Quartiers, Platzes, Strassenzuges usw. kritisch analysieren, bevor gebaut wird. Soviel Vorstellungskraft dürften wir uns zutrauen, Pläne zu lesen und auszulegen! Gerade hier öffnete sich ein verheissungsvoller Ausblick, der fruchtbar für die

Arbeitsweise des Städteplaners, Städtebauers, Architekten und Ingenieurs werden könnte. Die freie Aussprache über städtebauliche Hauptfragen löste oder verhütete Verkämpfungen, beseitigte unnötige oder lästige Prestigestandpunkte und ebnete den Weg. Dieses Verfahren setzte zweierlei voraus: erstens müssten Pläne vorhanden sein und zweitens sollten sie besprochen werden dürfen. Durch Zeitnot oder Ablehnung der allgemeinen, offenen Planung sind wir leider auf einen andern Weg verwiesen worden. Statt der noch unverbindlichen Pläne, die den Ueberblick vermittelten, arbeiten wir mit Details befrachtete Projekte für Einzellösungen aus. Diese hüten wir wie rohe Eier und schützen sie bis zuletzt vor dem Tollpatsch, der etwas Unfreundliches darüber aussagen könnte. Amtsgeheimnisse, Bodenspekulation, Unruhestiftung und ähnliches schützen wir zur Begründung dieser Reserve vor. Mit der Veröffentlichung warten wir, bis wir sie veröffentlichen müssen, und in diesem Moment ist es für die fruchtbare Diskussion meistens zu spät. Statt einer ruhigen Aufklärung, die der Sache dienlich wäre, zwingt sich der Propagandawirbel auf, der das Wägen der Argumente nicht mehr zulässt. Wer Fragen stellt, ist sofort «Gegner», wer gar tiefer in den Stoff eindringen will, muss bekämpft werden. Gerade in unseren Verhältnissen, wo der Einzelne mit dem Stimmzettel Sachfragen entscheidet, ist es bedauerlich, dass die echte, in der Demokratie nicht wegzudenkende Diskussion nicht mehr zustande kommt. Hier hat eine Kommission im stillen einen Vorentscheid gefällt, dort hat ein Amt ein Versprechen abgegeben; eine Partei bezieht voreilig Stellung, ein Politiker ist durch Aussagen gebunden. Die Diskussion darf nicht mehr stattfinden.

Zur Illustration diene das Beispiel der Verlegung eines Teiles der Eidgenössischen Technischen Hochschule auf das Plateau des Höggerberges. Städtebaulich ist dieses Grüngebiet für die Stadt Zürich als Erholungszone bedeutungsvoll. Eine mächtige Baugenossenschaft hat dort Land für den Wohnungsbau erworben. Die ETH meldet ihre Ansprüche an, sie will am gleichen Ort eine grosse Aussenstation bauen, kauft ebenfalls Land und stellt ein entsprechendes Projekt auf. Die Stadt hat keinen Plan, sie fertigt ihn in aller Eile an. Die ETH verdrängt den Wohnungsbau und dieser breitet sich auf den schönen, für die Freihaltung prädestinierten Hängen aus. Fünf lange Sitzungen hindurch streiten sich die Politiker um die Verteilung des Kuchens, und der Rat der Stadt beschliesst. Ob dieser Entscheid richtig ist, bleibt offen. Es wird sich erst herausstellen, wenn es zu spät ist, Korrekturen anzubringen. Der Kritiker ist nicht zum Zuge gekommen, er konnte sich nur einmal leicht bemerkbar machen, als man weithin sichtbare Hochhäuser auf dem Höggerberg plante, die ihm ins Auge stachen. An einer Nebensache ereiferte er sich.

So geht es auch mit den andern Hauptfragen der Planung nicht nur in Zürich mit der Verkehrsanierung (Expresstrassen, Cityring, Tiefbahn, Parkplatzplanung usw.), sondern auch in den andern Städten, die vor ähnlichen Aufgaben stehen. Weil die Uebersicht fehlt, bleibt auch die Kritik aus, und es herrscht zum Schluss das allgemeine Unbehagen, das sich nur noch in sporadischen Vorstössen von Unzufriedenen äussert und schliesslich, wie im Falle der Tiefbahnabstimmung in Zürich, mit einem allgemeinen Debakel endet.

Durch rechtzeitig einsetzende Plankritik liesse sich Unheil verhüten, das schrieb ich vorhin. Durch Widerlegung unsachlicher Argumente käme man weiter, durch Ueberprüfung sachlicher Einwände wären im richtigen Moment Korrekturen möglich. Dadurch käme wenigstens eine der schwankenden Grundlagen, vielleicht die wichtigste, zur Ruhe. Es kann nicht das Vorrecht einzelner weniger Auserlesener sein, Städtebau nach bestimmten Rezepten zu betreiben. Städtebau ist ein öffentliches Anliegen und muss folglich auch öffentlich besprochen werden dürfen, so unbequem und hinderlich das im Einzelfall sein mag. Die englische Demokratie belohnt den Führer ihrer Opposition — welche Grösse und Weitsicht! Wir aber haben Angst vor der Aussprache und schaden uns schliesslich allen.

Hans Marti